

# Muttersprache

## Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Begründet von Herm. Riegel. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Dr. Oskar Streicher

41. Jahrgang, Heft 7/8      Frankfurt a. M.      Heuert/Ernting (Juli/August) 1926

Inhalt: Richard von Schaukal. Von Ministerialdirektor Dr. Richard Jahnke. — Friedrich Kluge. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto Behaghel. — Gesetz und Sprache. Von Reichsgerichtsrat A. Zeiler. — Der Sieg des Sprachgebrauchs im neuen Adelsnamenrecht. Von Generaldirektor der bayrischen Staatsarchive Dr. Otto Riedner. — Gesolei. Vom Herausgeber. — Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls. — Bücherschau. — Zeitungsschau. — Aus den Zweigvereinen. — Briefkasten. — Geschäftlicher Teil.

### Richard von Schaukal

Der Mensch ist vor allem, was ihm fehlt, das heißt, es ist für ihn bezeichnend, was er gerne wäre. Denn dieses ist er gewiß nicht. Und so kann man ihn bestimmen. Aber man macht vor andern lieber das aus sich, was man ist, man will es nicht Wort haben, daß man damit unzufrieden sei.

Das Erste, Nächste, Verbreitetste, Unausweichliche, womit man zu tun hat, ist die menschliche Gemeinheit. Sie hat nichts Aufregendes, ist aber auch nicht lächerlich. Sie ist immer wieder entrüstet und gekränkt, stets begehrenreich und oft auf das langweiligste mitleidig. Sie läßt sich alles gefallen, es kommt nur auf die Umstände an. Sie verkörpert sich in den Einzelnen wie in Einrichtungen, sie hat ihren Markt, ihren Kult.

Ich habe mich, indem ich meine Natur dazu erbildete, daran gewöhnt, sie durch tonlose Liebenswürdigkeit um ihre Wirkung auf mich zu pressen. Sie ist ein Zustand, mit dem man sich abfindet. Aber der immer wieder einmaligen Ungerechtigkeit gegenüber versagt meine Haltung. Da ich Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit über alle andern moralischen Eigenschaften stelle und beiden kaum jemals auch nur von weitem begegne, bin ich sozusagen beständig mit unerlöster Verehrung erfüllt, und sie verwandelt sich sofort in heftige Verachtung, besser: sie wirkt als diese, wo ich auf Ungerechtigkeit und Gewissenlosigkeit stoße. Jenem allgemeinen Zustand gegenüber wird man bei einigem Humor etwa zum Satiriker, dieser Gesinnung möchte man immer wieder mit der Faust ins Gesicht schlagen.

Mich nennen die Menschen, wohlmeinende und übelgesinnte, allzu aufrichtig, unvorsichtig. Ich geb' es ihnen zu, ich sag' es ihnen vielmehr voraus und bin so vor ihnen ziemlich sicher. Das ist meine Art: mich zurückziehen, indem ich mich hergebe. Indem ich meine Oberfläche bis an die jeweilige Grenze des Augenblicks ausspanne, sitze ich um so fester im Mittelpunkt. Es ist ein Spiel, dessen Reiz wenige zu würdigen wissen. Aber es macht müde. Und ist, wie alles Spiel, zwecklos. Daß ich es spiele, ist meine besondere Menschenverachtung. Bis auf ein paar Seelen, die ich liebe, weil ich in ihnen wie bei mir bin, sind mir die Menschen bloß lästig. Jene Seelen aber gehören wenigen Lebenden und vielen Toten. In diesem Sinne glaub' ich nicht an den Tod.

Der Verfasser dieser Betrachtung, Richard v. Schaukal, ist einer der österreichischen Dichter, die sich durch Reinheit, Sorgfalt und Schönheit der Sprache auszeichnen. Weil die mitgeteilte Probe das Wesen des Dichters vor uns hinstellt, durfte sie mit seinem Namen überschrieben werden. Sie ist dem Buche Zettelkasten (München, Georg Müller) entnommen. Von seinen zahlreichen Werken sind seine Gedichte bei uns am meisten bekannt. Eben jetzt ist eine knappe Auswahl von ihnen unter dem Titel »Gezeiten der Seele« bei Bickfeldt in Osterwies erschienen. Dort gibt der Dichter auch einen kurzen Überblick über sein Leben und Schaffen. Die nur zu knappe Auswahl wird manchen bewegen, sich näher mit diesem Dichter zu beschäftigen. Schaukal verdient es, daß man ihn kennen lerne. Freilich, er ist ernst und voller Schwermut. Durch viele seiner Dichtungen klingt das hindurch. Aber wie könnte es auch anders sein? Je tiefer der Mensch das Leben erfährt, desto mehr erkennt er seine Schwere.

Daß es, Menschenherz,  
daß du ganz allein  
heben mußt in Schmerz  
und in dunkler Pein,  
daß kein Hauch von dir  
einen andern regt,  
ob er sich auch schier  
neben dir bewegt.

So sagt Schaukal im Lied vom Leid.

Richard Jahnke

### Friedrich Kluge

Mit Friedrich Kluge ist einer der letzten von den hervorragenden Sprachforschern der guten alten Schule dahingegangen, und der Mann mit den einst leuchtenden Augen, die ihm ein tragisches Geschick ach so früh genommen hat. Eines Tages machte er mit seinen Zuhörern einen Ausflug und trat dabei in ein Waldhaus ein; als er wieder herauskam, war ihm die Sonne verschwunden: die Rezhaut hatte sich abgelöst. Aber aufrecht hat er sein schweres Los getragen; starken Geistes, von einem untrüglichen Gedächtnis gestützt, hat er weitergearbeitet, bis ihn vor wenigen Jahren die Kraft verließ.

Den Mittelpunkt seiner Tätigkeit bildete die Erforschung der Wortgeschichte. In ihrem Dienst hat er 1901 die Zeitschrift für deutsche Wortforschung begründet

und sie fünfzehn Jahre lang betreut, selbst mitarbeitend, andere zu bestimmter Mitarbeit anregend. In ihrem Dienst hat er mehrfach Aufsätze veröffentlicht, in denen er eine straffe Zusammenfassung der Arbeit am Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm gefordert hat. Ihr dienen kleinere Schriften, die für weitere Kreise bestimmt waren, über deutsche Wortbildung, deutsche Namenkunde sowie eine Sammlung von Aufsätzen »Unser Deutsch«. Besonders haben ihn die Sprachen gewisser abgeschlossener Kreise angezogen. So hat er 1895 die deutsche Studentensprache behandelt. In den Jahren 1907 bis 1911 veröffentlichte er in amtlichem Auftrag sein Wörterbuch der deutschen Seemannssprache, er, der blinde Mann, ein Werk, weit überragend das dem gleichen Stoff gewidmete Wörterbuch des Marinepfarrers Goedel. Mit unermüdlicher Zähigkeit, mit glücklichem Spürsinn ist er der Sprache der Kunden, der Gauner nachgegangen und hat 1901 den Ertrag seines Sammelns in dem ersten Bande eines Werkes »Kotwelsch« vorgelegt, dem er leider keinen zweiten hat folgen lassen, vielleicht durch mancherlei Verärgert, wie er denn überhaupt eine leicht verletzliche Natur war.

Sein Lieblingskind, zugleich sein bekanntestes Werk, war sein etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Es ist zuerst 1882 und 1883 erschienen und hat seitdem eine stattliche Reihe von Auflagen erlebt. Mit der knappsten Darstellung wird überall das Wesentliche hervorgehoben, die Geschichte der einzelnen Wörter gezeichnet im Zusammenhang mit der Beobachtung gleichbedeutender Wörter der älteren und der gleichen Zeit, im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte. Jede neue Auflage bringt neuen Zuwachs von Wörtern, die inzwischen zur Darstellung reif geworden. Mit besonderem Anteil verfolgt er die Wörter, die aus der Fremde zu uns gekommen sind, wie etwa die, die uns das Gotische aus dem Griechischen übermitteln hat; hier hat er zum Beispiel die geistvolle Ableitung des bairischen Wortes Ertag (für den Dienstag) aus des Ares Tag gefunden. Aus seiner Anregung ist dann auch das Deutsche Fremdwörterbuch von Hans Schulz hervorgegangen (Straßburg 1913), das er mit selbstgesammeltem Stoff reich gespeist hat. In seiner letzten Zeit hat er sich ganz mit den altdutschen Wörtern im Mittellateinischen beschäftigt.

Mit der Wortgeschichte berühren sich zum Teil seine Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, seine sprachgeschichtlichen Aufsätze, die er unter dem Titel »Von Luther bis Lessing« zuerst 1888 veröffentlicht hat. Er handelt da etwa über Schriftsprache und Mundart in der Schweiz, über oberdeutschen und mitteldeutschen Wortschatz, über Niederdeutsch und Hochdeutsch, über Oberdeutschland und die Katholiken, Aufsätze freilich, die von Edward Schröder stark angefochten worden sind.

Dem Vorstand des Sprachvereins hat er von 1894 bis 1921 angehört und in dessen Sitzungen manches wichtige Wort gesprochen; der Zeitschrift und den wissenschaftlichen Beihften hat er wertvolle Beiträge geliefert. Noch wenige Wochen vor seinem Tod hat ihn der Sprachverein zu seinem Ehrenmitglied ernannt, und er wird ihn in gutem Angedenken behalten.

Gießen

Otto Behaghel

## Gesetz und Sprache

Caesar non supra grammaticos. Gegen die Grammatik kann keiner. Bekanntlich ist der Adel abgeschafft worden. Was ehemals Adelsbezeichnung war, ist heute nur noch Bestandteil des — nun bürgerlich gewordenen — Namens. Das hat in einer Entscheidung (RGZ. 109, 253) das Reichsgericht dahin ausgedrückt, das bisherige Adelszeichen sei nicht anders zu behandeln als eine Silbe im Namen. Aber nun ergab sich eine Schwierigkeit, die neuerdings wieder zu einer beachtenswerten Entscheidung des Reichsgerichts Anlaß gegeben hat (Beschluß vom 10. März 1925, IV B 7/26).

Im Standesregister war ein Todesfall dahin beurkundet worden, daß »Thekla Gräfin von M., Freifrau von L., verwitwet von dem Oberst Balthasar Graf von M., Freiherrn von L.«, verstorben sei. Das wurde beanstandet: da die frühere Adelsbezeichnung jetzt Namensteil sei, so sei sie als solcher unwandlungsfähig. Es müsse also in der Urkunde heißen: Thekla Graf von M., Freiherr von L., und später: Balthasar Graf von M., Freiherr von L. Das Kammergericht wollte in dieser Weise die Berichtigung der Urkunde anordnen, sah sich aber hieran dadurch gehindert, daß vorher einmal das bayerische oberste Landesgericht bei einer entsprechenden Sachlage einen solchen Namensteil für abwandlungsfähig erklärt hatte.

Nun mußte das Reichsgericht über die Rechtsfrage entscheiden und erklärte sich für die Abwandlungsfähigkeit. Aus den Gründen des Beschlusses mögen hier einige Stellen mitgeteilt werden: Wenn im neuen Recht der adlige Name in seiner bisherigen Gestalt aufrechterhalten werden sollte, so besteht kein Grund für die Annahme, daß man die Form, in der er nach dem bisherigen Sprachgebrauch geführt wurde, beseitigen, insbesondere aber verbieten wollte, daß die Frau des Grafen sich nach wie vor Gräfin und die Frau des Freiherrn sich nach wie vor Freifrau nannten. Wenn ferner in den §§ 1355, 1616 BGB. bestimmt ist, daß die Frau den Familiennamen des Mannes, das Kind den Familiennamen des Vaters erhalte, so ist hier nicht auch bestimmt, in welcher Form sie ihn zu führen haben. Diese Frage ist keine Rechts-, sondern eine Frage des Sprachgebrauchs. Entsprechend ist schon früher gestattet worden, daß in den polnischen Landesteilen die Frauen den auf *ki* endenden Namen des Mannes nach dem polnischen Sprachgebrauch in der Form auf *ka* führten. Die Folgerung einer gegenteiligen Auffassung wäre, daß unter gewissen Umständen der uneheliche oder angenommene männliche Abkömmling einer früheren Adligen, die die frühere Adelsbezeichnung in weiblicher Form in ihrem Namen hat, sich »Freifrau« oder »Gräfin« nennen müßte. Wie es hiernach nicht zu beanstanden ist, daß die weiblichen Angehörigen einer vormalig adeligen Familie ihr Geschlecht in der Adelsbezeichnung zum Ausdruck bringen, so kann es aus denselben Gründen auch keinem Bedenken unterliegen, wenn die männlichen Mitglieder die Adelsbezeichnungen Graf, Freiherr usw. wie früher abwandeln. Dieser Sprachgebrauch tritt denn auch mehrfach in Staatsverträgen aus der letzten Zeit zutage, indem es hier heißt, die deutsche Regierung habe den Herrn Edlen von St., oder den